

Achim Wohlgethan

ENDSTATION KABUL

Als deutscher Soldat in
Afghanistan – ein Insiderbericht

**Aktualisierte
Neuausgabe**



ulstein

Wie fühlt es sich an, als deutscher Soldat in den Straßen von Kabul zu patrouillieren? Wie reagiert man, wenn plötzlich ein Kind mit einer Waffe vor einem steht? Und wie geht man als Soldat mit der ständigen Bedrohung um?

Der Fallschirmjäger Achim Wohlgethan erzählt lebendig und kenntnisreich von seinem Alltag in Kabul. Mit seinem Insiderbericht bringt er uns nicht nur Land und Leute, sondern auch die Probleme der deutschen Armee und der internationalen Afghanistan-Politik nahe. Er nimmt uns mit in armselige Krankenhäuser, gefüllte Waffenlager und idyllische Bergdörfer, die von Warlords verwaltet werden. Er erzählt von seiner Hilfe für einen abgeschobenen Jungen aus Frankfurt und von seinen gefährlichen Operationen, die er für geheime Dienste und mit einer niederländischen Spezialeinheit durchführte. Eindrücklich schildert er, dass die Bundeswehr die Gefährlichkeit ihrer Mission bewusst herunterspielt und die Soldaten oft moralisch, politisch und juristisch im Stich gelassen werden.

Mit seinem Erfahrungsbericht gewährt Achim Wohlgethan erstmals Einblick in den Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr und liefert politisch brisante Fakten, die die Diskussion um diesen Einsatz in ein neues Licht rücken. Ein packendes und längst fälliges Buch.

ACHIM WOHLGETHAN, Jahrgang 1966, absolvierte eine zivile Ausbildung zum Hubschrauber-Piloten und kam 1995 als Zeitsoldat zu einem Fallschirmjägerbataillon nach Oldenburg. Nach seinem Einsatz in Kabul wurde er Angehöriger eines Fallschirmjäger-Spezialzuges der »Division Spezielle Operationen« der Bundeswehr. Nach seinem Dienstzeitende arbeitete er weltweit als selbständiger Sicherheitsberater. Er lebt als Autor in Wolfsburg, wo er auch eine eigene Beratungsfirma hat.

DIRK SCHULZE, Jahrgang 1972, trat 1992 als Wehrpflichtiger in die Bundeswehr ein und verpflichtete sich auf 14 Jahre. Er schlug die Offizierslaufbahn ein und nahm an mehreren Auslandseinsätzen der Bundeswehr teil. Er war Angehöriger der ISAF-Vorauskräfte in Afghanistan und zuletzt als Hauptmann und Presseoffizier tätig. Nach seinem Austritt aus der Bundeswehr arbeitete er als Rechercheur und lebt heute als Autor in Hamburg.

Achim Wohlgethan
mit Dirk Schulze

ENDSTATION KABUL

Als deutscher Soldat in
Afghanistan – ein Insiderbericht

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Oktober 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2008/Econ Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München (unter
Verwendung einer Vorlage von Etwas Neues entsteht, Berlin)

Bilder: © Achim Wohlgethan

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Sabon und DIN

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06658-5

Inhaltsverzeichnis

Prolog	7
Abreise nach Kabul und erste Tage im Camp	11
Gefechtsfeldtourismus und andere deutsche Spezialitäten	31
Falsche Waffen und ein echter Raketenbeschuss	54
Mein Beitrag für die Loya Jirga und geheime Dienste ...	81
Ich werde niederländischer Kommandosoldat	113
Geburtstag in den Bergen	131
Die Stadt der ehrlosen Frauen	149
Auge in Auge mit afghanischen Kämpfern	175
Unruhige Tage im Versteck	207
Selbstmordkommando am Kabul Stadion	232
Besuch vom Kanzler und ein Ausflug mit dem deutschen General.	252
Abschied von meiner »Familie«	271
Zurück in der fremd gewordenen Heimat	283
 Nachwort zur Taschenbuch-Ausgabe	 299
Nachtrag zum Abzug aus Afghanistan.	307
Danksagung	317
Dokumenten-Anhang.	319
Glossar	327

Prolog

Als ich am Morgen des 11. September 2001 die Wache der Henning-von-Tresckow-Kaserne in Oldenburg passierte, hätte noch niemand ahnen können, wie sich die Welt an diesem Tag ändern würde. Es war ein ganz normaler, eher ruhiger Dienstag. Unser Bataillon, das Fallschirmjägerbataillon 314 innerhalb der Luftlandebrigade 31, wo knapp 3000 Fallschirmjäger ihren Dienst taten, sollte bald aufgelöst werden. Der Dienstbetrieb war bereits auf ein Minimum reduziert. Viele meiner Kameraden hatten schon ihre Versetzung erhalten in die Schwesterbataillone in Varel oder Doberlug-Kirchhain.

Ich ging in den Besprechungsraum, einen gemütlich eingerichteten Gemeinschaftsraum mit den beiden wichtigsten Dingen soldatischen Lebens in einer Kaserne: einer Kaffeemaschine und einem Farbfernseher. Ich setzte mich zu ein paar anderen an den Tisch, um die anstehenden Aufträge für den Tag zu besprechen. Während sich der Raum leerte, weil sich die meisten schon an die Arbeit gemacht hatten, saß ich noch mit ein paar Leuten zusammen. Wie jeden Tag flimmerten dabei irgendwelche Sendungen über die Mattscheibe, aber niemand beachtete sie. Das änderte sich mit einem Schlag, als plötzlich ein Unglück in New York gemeldet wurde: Ein Flugzeug war in einen der Twin Towers des World Trade Centers gestürzt. Wir schauten nicht wirklich interessiert zu.

Die Bilder des rauchenden Wolkenkratzers liefen in Echtzeit über den Fernseher, aber wir hatten keine Ahnung, was das alles zu bedeuten hatte. Doch plötzlich änderten sich die Bilder, und auch der Ton. Es kamen Schreie aus dem Fernseher, und wir sahen fassungslos, wie die zweite Maschine in dem anderen Turm

einschlug. In dem sonst so warmen und geselligen Raum mit der Holztäfelung herrschte plötzlich eisige Stille. Immer mehr meiner Kameraden kamen herbeigeeilt, die Neuigkeiten sprachen sich herum wie ein Lauffeuer. Niemand wagte ein Wort zu sagen. Man konnte hören, wie einige Soldaten atmeten, sichtlich bewegt von dem, was sie sehen mussten: Menschen, die aus großer Höhe verzweifelt in den Tod sprangen. Und jeder konnte sich vorstellen, was im Inneren der Twin Towers ablief, wo Menschen auf Hilfe hofften und schließlich die beiden Türme in sich zusammenbrachen. Alles, was außerhalb des Fernsehers geschah, war in diesem Augenblick völlig unbedeutend geworden, es interessierte niemanden von uns. Irgendwo in einem der Büros klingelte ein Telefon, aber keiner nahm ab. Es war, als gäbe es kein Draußen mehr. Es war, als wäre ein Schlag durch den Standort gegangen.

Das Chaos und die Hektik, die wir im Fernsehen sahen, hatten uns erfasst. Aber auf eine seltsame Art sind die meisten von uns – zumindest äußerlich – sehr ruhig geblieben. Viele dachten wohl über die Tragweite dieses terroristischen Anschlags nach. Uns war klar, dass die Amerikaner sich so etwas nicht bieten lassen würden. Sie würden etwas unternehmen, ja unternehmen müssen, und zwar schnellstmöglich. Gegen wen, das stand damals in den Sternen. Aber wir wussten, dass es eine militärische Antwort geben würde und dass das möglicherweise auch für uns Folgen hätte. »Jetzt gibt's Krieg«, kommentierten schließlich einige jüngere Soldaten die Szenen auf dem Bildschirm und durchbrachen die bedrohliche Stille. Die älteren, etwas abgeklärten waren sehr still. Sie wussten, dass die Zukunft nicht angenehm werden würde. Als Angehörigen der Luftlandebri-gade 31, eines von drei Großverbänden der »Division Spezielle Operationen«, war uns klar, dass wir die deutsche Speerspitze wären, zu welcher Maßnahme auch immer es kommen würde.

Als auf dem Fernseher die ersten Wiederholungsschleifen der zusammenstürzenden Türme zu sehen waren, gingen viele wortlos nach draußen, um mit ihren Familien zu telefonieren. Einige riefen auch im Stab an. Dort war sehr schnell eine Nachrichten-

sperre ausgegeben worden. Kein Soldat sollte sich gegenüber der Presse äußern; die Bundeswehroberen wollten sich zu den Folgen für ihre Armee bedeckt halten.

Auch mir war sofort klar gewesen, dass deutsche Soldaten irgendwo hingehen würden, um den Amerikanern zu helfen. Was aber würde das konkret für mich bedeuten? In mir tobte ein Gedanken- und Gefühlsgewitter. Einerseits spürte ich den Wunsch, mich zu engagieren und meine Erfahrungen und Fähigkeiten einzubringen. Konnte ich schon nicht den im World Trade Center Gefangenen und Verschütteten helfen, so wollte ich doch andere vor einem ähnlichen Schicksal bewahren, indem ich etwas Sinnvolles gegen den Terrorismus unternahm und mich dabei mit allem, was ich an Kenntnissen zu bieten hatte, einbrachte. Auf der anderen Seite hatte ich auch Angst, Angst vor der Ungewissheit, was die Zukunft bringen und wohin der nun drohende Konflikt führen würde. Ich war hin und her gerissen zwischen Verantwortung meiner Familie gegenüber und der Verantwortung für die »Firma« inklusive untergegebener Soldaten und Kameraden, die ich unmöglich im Stich lassen konnte, niemals im Stich lassen würde. Kurz, all die Gefühle und Gedanken, die wir Soldaten der Einfachheit halber in die Schublade stecken, die wir als »Job« bezeichnen. Welche Ausmaße die Antwort auf den Terror annehmen sollte und was letztendlich daraus geworden ist, beschreibt nun dieses Buch.

Da die beschriebenen Ereignisse schon eine Weile zurückliegen, mögen die Leser und Leserinnen es mir nachsehen, dass die im Buch geschilderten Dialoge unter Umständen nicht im exakten Wortlaut wiedergegeben werden. Da ich während meiner Zeit in Afghanistan Tagebuch geführt habe, sind die Gesprächsinhalte alle verbürgt. Zum Schutz der Betroffenen wurden alle vorkommenden Personen, die nicht Personen des öffentlichen Lebens sind, anonymisiert.

Ich widme dieses Buch allen, die als Soldaten in solchen oder ähnlichen Einsätzen täglich ihr Leben riskierten und riskieren, sowie deren Angehörigen. Insbesondere den Lebenspartnern, die in den Monaten der Einsätze »ihre« Soldaten nicht im Stich

lassen. Mein besonderer Dank gilt meiner »Familie«, den Niederländischen Korps Commando Troepen und dort der Kompanie 104 des zweiten und dritten Einsatzkontingents, denen ich vier Monate angehörte und mit denen ich zahlreiche Operationen durchführte. Gleichzeitig soll das Buch ein Gedenken für die Soldaten aller Nationen sein, die in solchen Einsätzen ihr Leben ließen.

Abreise nach Kabul und erste Tage im Camp

Es zeichnete sich sehr schnell ab, dass es auf Afghanistan hinauslaufen würde. Weil die Amerikaner den Drahtzieher der Anschläge, Osama bin Laden, dort vermuteten, marschierten sie im Oktober 2001 in das Land am Hindukusch ein und stürzten die Taliban. Derweil setzte in unserem Nachbarbataillon in Varel bereits hektische Betriebsamkeit ein. Ausgewählte Soldaten erhielten eine erste Vorausbildung, damit sie als Vorkräfte so schnell wie möglich in das Einsatzland verlegt werden konnten. Der Rest der Truppe verfolgte interessiert diese Vorbereitungen. Würden wir ebenfalls betroffen sein? Wäre es eine gute Idee, sich freiwillig zu melden?

Meine Überlegungen wurden immer wieder von neuen Entwicklungen überschattet. Vom 27. November bis 5. Dezember 2001 tagte in Bonn die »Petersberger Konferenz«, auf der die größten ethnischen Gruppen Afghanistans eine »Vereinbarung über provisorische Regelungen in Afghanistan bis zum Wiederaufbau dauerhafter Regierungsinstitutionen« beschlossen. Auch die Voraussetzungen für einen Einsatz internationaler Truppen wurden zügig geschaffen. Schon am 20. Dezember 2001 verabschiedete der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen die Resolution 1386. Diese sah vor, für einen Zeitraum von sechs Monaten eine sogenannte Sicherheitsbeistandstruppe in Kabul zu stationieren, also eine Friedenstruppe zur Aufrechterhaltung der Sicherheit. Wir waren beeindruckt, wie schnell reagiert wurde. Nur zwei Tage nach der Verabschiedung der UN-Resolution folgte der deutsche Bundestag. Am 22. Dezember erteilte er das Mandat für die Beteiligung am ISAF-Einsatz. ISAF – das steht für »International Security Assistance Force«, ist also eine Schutz-

truppe im Friedenseinsatz, aber nicht zu verwechseln mit den Blauhelmen. Hinter vorgehaltener Hand wurde spekuliert, dass die Bundesregierung die Beteiligung an einem Afghanistan-Einsatz wohl als das geringere Übel ansah, wusste man doch nicht, was die Amerikaner sonst noch planten. Im Nachhinein kann man sagen, dass das eine weise Entscheidung war – denn sonst wäre die Bundeswehr im Irak direkt in ihren Untergang marschiert.

Am 31. Dezember verlegten die Vorauskräfte in Richtung Hindukusch. Wenig später flog das niederländisch-deutsche Vorauskommando ebenfalls ab. Es wurde live auf allen Nachrichtensendern übertragen. Ich saß vor dem Fernseher und sah meine Kameraden Interviews geben. Die meisten von ihnen kannte ich sehr gut. Nun beschloss ich, selbst aktiv zu werden. Noch am selben Tag setzte ich mich vor meinen Computer und schrieb einen Antrag, ebenfalls nach Afghanistan verlegt zu werden. Ich wollte mich aktiv beteiligen und nicht nur vor dem Fernseher sitzen und zusehen.

Außer der Herausforderung, der Neugier und meiner Eignung war der finanzielle Anreiz kein unwesentlicher Aspekt gewesen, mich für diesen Einsatz zu begeistern. 93 Euro pro Tag gab es an Gefahrenzulage, bei einer Einsatzdauer von sechs Monaten kam da ein stolzes Sümmchen zusammen. Das Problem war nur, dass unser Bataillon ja gerade aufgelöst wurde und es schwierig war, eine passende Stelle für mich zu finden, die es zu besetzen galt. Allerdings hatte man mir versprochen, eine meinen Fähigkeiten entsprechende Verwendung zu finden, wenn ich dann vor Ort wäre. Offiziell wurde ich schließlich als Stabsdienstsoldat und Kraftfahrer nach Kabul kommandiert. Mir selbst war das völlig egal gewesen. Wichtig war mir nur, dass es überhaupt losging.

Um in das erste Kontingent Kabul kommen zu können, musste ich noch die notwendige sogenannte Kontingents-Ausbildung für Auslandseinsätze nachweisen. Da die Mühlen der Bürokratie bekanntlich langsam mahlen, dauerte es noch ein paar Wochen, bis es endlich so weit war. Am 18. März 2002 stand ich

zusammen mit einem guten Dutzend anderer zukünftiger deutscher ISAF-Soldaten in Hildesheim und erhielt bei der Panzerbrigade 1 meine obligatorische neuntägige Ausbildung – für den Kosovo! Was sicherlich optimal gewesen wäre für einen Einsatz, wenn dieser auch im Kosovo stattgefunden hätte, nur ging es für mich ja ans andere Ende der Welt. Doch die Bundeswehr wusste sich zu helfen und fügte meinem offiziellen Befähigungsausweis ein Papier hinzu, wonach in Vorbereitung auf den ISAF-Einsatz in Afghanistan auch rechtliche Grundlagen und Landeskunde unterrichtet worden seien. Am Tag dieser nicht unwichtigen Einführungen muss ich geistig abwesend gewesen sein, denn ich kann mich an keinen einzigen Vortrag zu diesen Themen erinnern. Gut im Gedächtnis habe ich allerdings ein achtseitiges Papier zum Thema »Afghanistan«, das vom »Amt für militärisches Geowesen« stammte und uns allen kommentarlos in die Hand gedrückt wurde. Das musste wohl als Info über das, was mich und meine Kameraden dort erwartete, genügen.

Danach wurde ich zurück zu meiner Brigade nach Oldenburg geschickt und erfuhr, dass meine Reise am 11. April 2002 losgehen würde und mit der Heimkehr des ersten Kontingents am 30. Juni enden sollte. Ich war froh, endlich ein fixes Datum zu haben, und bereitete mich vor: Ich regelte persönliche Angelegenheiten und verabschiedete mich von meiner Familie und von Freunden. Es konnte mir schließlich niemand garantieren, dass ich sie jemals wiedersehen würde.

In der Kaserne Köln/Mechernich, wohin ich einen Tag vor dem Abflug verlegt wurde, ließ ich zusammen mit den anderen Soldaten, die nach Kabul verlegt wurden, die nötigen Prozeduren über mich ergehen. Wahnsinn, wie viel Papierkram da erledigt werden muss. Die Bürokratie in einer Armee, besonders in der Bundeswehr, ist unglaublich. Alles muss in mehrfacher Ausfertigung vorliegen, das Ausfüllen der Dokumente wird zum Staatsakt. Sogar die Packweise der mitgeführten Ausrüstung wird genau vorgeschrieben, und zwar bis auf solche Details, was man in welcher Hosentasche seiner Tarndruck-Feldhose haben muss: in der linken Hosentasche Gehörschutz und Mü-

ckenschleier, in der rechten ein olivgrünes Bundeswehr-Taschentuch, in der linken Seitentasche unter anderem ein Verbandspäckchen und in der rechten – ironischerweise entgegen den internationalen Bestimmungen für die Luftsicherheit – ein an einer Schnur befestigtes Fallschirm-Kappmesser. Auch der Inhalt der Mehrzwecktasche und die Verstaung der ABC-Schutzmaskentasche waren genauestens festgelegt.

Am letzten Abend vor dem Abflug zog ich mit meinen Kameraden durch die Kneipen Kölns. Die Wirte wussten schon, zu was für einem »Verein« wir gehörten, denn diese Praxis hat vor Auslandseinsätzen gute, alte Tradition. Mit gutem Grund. Uns allen war bewusst, dass es in den nächsten Monaten in puncto Freizeit, Entspannung und Party schlecht aussehen würde. Also ließen wir noch mal ordentlich »die Sau raus« und zogen bis morgens in der Früh um die Häuser. Auf Einzelheiten möchte ich nicht näher eingehen, nur so viel: Ich habe es genossen! Am nächsten Morgen standen etwa fünfzehn müde Soldaten am Terminal und ließen die Abfertigungsprozeduren über sich ergehen. Vom Start bekam ich schon nicht mehr viel mit, da mein »schwerer« Kopf schon leicht nach vorne geneigt war. Und so holte ich während des 6,5-stündigen Fluges etwas Schlaf nach.

Die Landung auf dem Luftumschlagplatz in Termez, einer usbekischen Provinzstadt keine zehn Kilometer vor der nördlichen Grenze zu Afghanistan, verlief unspektakulär. Von hier muss man in eine C 160 Transall steigen, um weiter nach Kabul oder Bagram zu reisen. Das ist nicht ganz ungefährlich. Niemand weiß genau, wie viele Raketen es in Afghanistan gibt, ob und wann sie gegen Flugzeuge gerichtet werden. Deshalb sind sämtliche Maschinen mit sogenannten Flares ausgestattet, die im Falle eines Raketenbeschusses ausgestoßen werden. Diese Täuschkörper lösen sich automatisch, wenn das Flugzeug mit einer Rakete oder von einem aktiven Radar vom Boden aus angepeilt wird, und bieten der wärmesuchenden Munition ein Ersatzziel. Mit entsprechend mulmigem Gefühl im Bauch setzte ich mich nach einer relativ ruhigen Nacht im Zeltlager des Luftumschlagpunktes in die Transall. Mir standen vierzig Minuten

Flug in die afghanische Hauptstadt bevor, vierzig Minuten voll lebensgefährlichen Risikos: Wir flogen über eine unwirtliche und lebensfeindliche Sandwüste unter uns. Falls wir notlanden müssten, hätten wir weder Waffen noch Essen noch irgendwas dabei. Wären wir beschossen worden, wären wir nach einer Notlandung jeder kleinen Bande völlig wehrlos ausgeliefert gewesen. Das dumme Gefühl in meinem Bauch verstärkte sich von Minute zu Minute. Mir schwante, dass dieser Einsatz eine Grenzerfahrung werden würde.

Einen guten Vorgeschmack lieferte der Anflug auf Kabul. Der Flughafen Kabuls, der Kabul International Airport oder auch »KIA«, liegt nämlich in einem engen Talkessel. Die Ausläufer des 2199 Meter hohen Berges Rawash gehen bis ans Ende der Landebahn. Als ausgebildeter Hubschrauberpilot hatte ich einen Höllenrespekt vor der Herausforderung und verfolgte gespannt, wie der Pilot den Steilabstieg, ja beinahe Sturzflug bewältigte, um den Bergen nicht zu nahe zu kommen. In der Maschine breitete sich Nervosität aus, nun wurde es ernst. Meine Gedanken waren längst am Boden. Ich fragte mich, wie ich schnell an meine Ausrüstung komme. Diese verfluchte Hilflosigkeit, hier jedem Verrückten oder Terroristen wehrlos ausgeliefert zu sein, war zermürend. Als Fallschirmjäger war mir eingebläut worden, niemals ohne Waffe irgendwohin zu gehen, und für Afghanistan schien mir dieser Grundsatz erst recht sinnvoll. Diese Ahnung verstärkte sich noch, als ich beim Blick aus dem Fenster etwas mehr vom Flughafen sehen konnte: Überall lagen zerstörte Flugzeuge und Tankfahrzeuge herum, die vor sich hin rosteten, daneben Wracks von abgeschossenen Militärfahrzeugen und Panzern – kein sehr vertrauenerweckender Anblick. Auch dem Allerletzten in der Maschine war nun schlagartig klar geworden, dass wir uns mitten in einem Kriegsgebiet befanden.

Noch während die Maschine rollte, wurde die Heckrampe geöffnet. Sofort breiteten sich die einströmende trockene Hitze und der Staub aus, der sich auf unsere Haut legte und in unseren Atemwegen einnistete. Dabei wurde der unglaubliche Ge-

stank dieser Stadt glücklicherweise von dem Kerosingeruch der Turboprop-Motoren überdeckt – noch! Über der Stadt hing eine dichte Smogglücke, die den uralten Autos und unzähligen Feuern geschuldet war. Weil es kaum Strom gibt, aber Energie zum Heizen oder Kochen benötigt wird, zünden die Afghanen einfach alles an, was nur irgendwie zum Brennen gebracht werden kann. Als wir ausstiegen und alle zusammen einem Feldweibel in einen sicheren Bereich folgten, hatte ich meine erste Extremerfahrung mit dieser Stadt: Ein stechend süßlicher, alles überdeckender Geruch stieg mir in die Nase. Mein ganzes Leben werde ich diesen bestialischen Gestank nicht mehr vergessen können.

In dem abgesperrten Bereich wurden wir alle vom Personalfeldweibel namentlich erfasst. Ich stand etwas unruhig dabei und versuchte, irgendwo unsere Waffencontainer zu erspähen. Leider Fehlanzeige. Sie waren wohl noch nicht ausgeladen worden. Ich würde mich wohl oder übel auf unseren bewaffneten Begleitschutz verlassen müssen. Als wir zu den Bussen geführt wurden, war ich wirklich schockiert. Es waren stinknormale, zivile Charter-Busse! Wir nannten sie »Jingle-Trucks«, weil sie von oben bis unten mit Verzierungen aus Holz sowie Ketten und Glöckchen in jeder Form und Größe behängt waren. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Wie Touristen auf einer Ferieninsel sollten wir völlig schutzlos mitten durch eines der gefährlichsten Krisengebiete der Welt gekarrt werden. Wenigstens wartete am Ausgang des Flughafens ein Wolf, der typische Bundeswehr-Jeep, mit zwei Soldaten auf uns, um als Eskorte voranzufahren. Wenn das mal als Sicherung reichte ...

Bei der Fahrt ins Camp Warehouse herrschte Totenstille im Bus. Alle waren in Gedanken versunken oder schauten neugierig aus dem Fenster. Mir fiel ein, welche Unter-der-Hand-Informationen über die angespannte Sicherheitslage ich von Kameraden bekommen hatte. Ich versuchte verzweifelt, unsere Fahrt im Jingle Truck mit dem Risiko sowie den Kenntnissen aus meiner militärischen Ausbildung in Einklang zu bringen. Und so schaukelten wir in unserem Bus unter Glöckchenklingeln über

die Jalalabadroad in Richtung Camp. Ein Jahr und zwei Monate fuhren die ungepanzten Busse der Bundeswehr weiter. Dann, am 7. Juni 2003, sprengte sich ein Selbstmordattentäter auf genau dieser Straße in seinem Taxi in die Luft. Ein Bundeswehrbus, das Ziel dieses Anschlags, wurde dabei völlig zerstört. Vier Soldaten kamen ums Leben, 29 wurden zum Teil schwer verletzt und haben teilweise bis heute mit den gesundheitlichen und psychischen Folgen zu kämpfen. Erst danach änderte die Bundeswehr ihre Taktik und setzte für den Transfer zwischen Flughafen und Camp Warehouse gepanzerte Fahrzeuge ein. Wer auch immer für die Entscheidung verantwortlich war, den Terroristen so unbekümmert ein Ziel anzubieten und gegen jegliche militärische Grundsätze zu handeln – ich hoffe inständig, dass er mit dieser Schuld leben kann und niemals den Müttern dieser Kameraden begegnen wird.

Mein Bauchgefühl beruhigte sich, als wir das Camp Warehouse erreichten und durch das Haupttor fuhren. Was ich sah, glich einem Ameisenhaufen. Soldaten und Fahrzeuge verschiedenster Nationen kreuzten unseren Weg, überall zwischen den Zelten und Containern liefen beschäftigte Menschen herum, dazu ein Stimmengewirr aus allen möglichen Sprachen wie im biblischen Babel. Ich erkannte Uniformen und Flaggen aus Spanien, den Niederlanden, Österreich, der Türkei, Bulgarien, Rumänien, Schweden und Dänemark. Sie alle gehörten zur KMNB – jener »Kabul Multinational Brigade«, in der ISAF-Soldaten aus aller Herren Länder im von der Bundeswehr aufgebauten Camp Warehouse gemeinsam ihren Dienst taten. Das versprach eine interessante Arbeit zu werden, mit so vielen unterschiedlichen Soldaten. Doch mich interessierten zunächst nur drei Dinge, und zwar in exakt dieser Reihenfolge: Wo ist mein Bett? Wo ist das Klo? Wo bekomme ich Kaffee her?

Dann erregte das einzige feststehende Gebäude meine Aufmerksamkeit: ein viergeschossiger, älterer und langgezogener Zweckbau, der direkt an der Jalalabadroad im vorderen Bereich des Camps lag. In dieser ehemaligen Straßenmeisterei war der Stab der KMNB untergebracht. Direkt vor dem Gebäude